

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 16 (1915-1916)

Artikel: Ein Traum
Autor: Orgetorix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-917251>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EIN TRAUM

Seit dem Beginn des Weltkriegs bin ich der gesundheits-schädlichen Gewohnheit unterworfen, nach dem Nachtessen außer dem gewohnten Schweizerblatte je eine deutsche und eine französische Zeitung durchzukauen. Darum träume ich nachher schlecht. Am peinlichsten ist mir, dass sich die Zeitungslektüre immer öfter im Traum fortspinnt. Kürzlich träumte mir gar, ich lese drei Zeitungsartikel vom 1. August 1924, einen im *Deutschen Herold*, einen in der *France libre* und einen im *Berner Käsfreund*. Besonders merkwürdig und irritierend war, dass aus dem deutschen Artikel ebenso klar der Sieg der Zentralmächte wie aus dem französischen der Sieg der Entente hervorging. Bei diesem Widerspruch kann ich nicht einmal behaupten, einen prophetischen Traum nach dem Vorbild großer Männer vergangener Zeiten gehabt zu haben; denn die Prophezeiungen heben sich auf. Doch man höre, was ich im Traume gelesen habe: ¹⁾

I

AUS DEM „DEUTSCHEN HEROLD“

vom 1. August 1924.

Heute, am 1. August 1924, sind zehn Jahre verflossen, seit der große Krieg begann, der uns den großen Frieden brachte und uns Belgien, Kongresspolen, Kurland, die englischen und belgischen Kolonien in Mittel-Afrika und außerdem fünfzig Milliarden Kriegsentschädigung in den Schoß warf. Uns ist aber, als ob nicht erst zehn, sondern hundert Jahre seit jenem ersten Tage des gewaltigen Gerichts verflossen wären, so sehr haben wir schon Abstand gewonnen von den Ängsten und von den Hoffnungen der eisernen Zeit. Darum dürfen wir versuchen, das Gute und das Böse, was sie uns gebracht hat, einmal im Zusammenhang zu überblicken:

¹⁾ Bei der ersten Lektüre des „Traumes“ entstand in mir die Auffassung, der *Deutsche Herold* und die *France libre* gingen von derselben materiellen Lage aus, die sie, nach gutem journalistischen Brauch, sehr verschieden interpretieren; dabei störten mich aber allzu schroffe tatsächliche Widersprüche. Diese meine Auffassung war aber irrig. Die beiden Zeitungen gehen von verschiedenen Voraussetzungen aus; die eine schreibt so, wie nur nach dem Sieg der Zentralmächte, die andere, wie nur nach dem Sieg der Entente geschrieben werden kann. Gemeinsam ist bloß der Jammer, dass der Sieg die Hoffnungen enttäuscht hat, und die Einsicht, dass man sich die Hände reichen müsse. BOVET

Um mit etwas sehr Gutem anzufangen, sei die Tatsache vorangestellt, dass die Beherrschung der einverleibten Grenzgebiete dem deutschen Reich keine irgendwie erheblichen Schwierigkeiten gemacht hat. Wie haben sich da die Schwarzseher getäuscht, die bis in die letzten Stunden der Friedensverhandlungen hinein immer wieder vor jeder Annexionspolitik glaubten warnen zu müssen! Ihr großer Fehler war, dass sie immer mit dem Misslingen der deutschen Politik im Elsaß fochten. Die Elsässer sind Alemannen, also partikularistische Deutsche und vertragen darum das preußische Regiertwerden nicht. Aber den Polen und Letten bekommt es ganz gut. Eine eigentliche Germanisierungspolitik kam für die neu erworbenen Gebiete von vornherein schon darum nicht in Betracht, weil das alte Deutschland nach dem großen Aderlass keine Ansiedler entsenden konnte. Darum ist die Bevölkerung von Polen und Kurland heute dem Blute und der Sprache nach nicht deutscher als unter Nikolaus II. Aber sie ist folgsam und zahlt dem deutschen Reich Steuern und stellt dem deutschen Heer Soldaten. Von Bestrebungen, zu Russland, das viel härter regierte, zurückzukehren, ist nicht das Geringste zu spüren.

Bei den Polen haben sich naturgemäß anfangs einige Neigungen für Österreich geltend gemacht. Aber dieses war, seit die Magyaren das Übergewicht haben und jede weitere Verstärkung des ohnehin durch die annektierten Serbenstaaten angeschwollenen Slawentums ablehnen, nicht in der Lage, polnischen Wünschen entgegenzukommen. Und einen vortrefflichen Helfer besaß und besitzt Deutschland bei der Beherrschung Polens in der katholischen Kirche, die übrigens auch für die Versöhnung Belgiens das Beste getan hat. Natürlich hat sie ihre Dienste nicht unentgeltlich geleistet. Das Entgegenkommen, das ihr auf dem Gebiet der innern Politik gezeigt werden musste, hat manchen protestantischen Seufzer gekostet. Es gibt Leute, die sich noch heute nicht mit der Klerikalisierung des Schulwesens und namentlich nicht mit dem Eindringen des Katholizismus in die weltlichen Fakultäten der Hochschulen versöhnen können. Aber eins ist sicher: gerade die am meisten gefürchtete Konzession, die Wiederzulassung der Jesuiten, hat sich in der Praxis als ziemlich harmlose Sache erwiesen. Es hat sich gezeigt, dass der Einfluss, den sich die katholische Kirche in frühern Jahrhunderten durch die Gesellschaft Jesu zu sichern

wusste, im Deutschen Reich schon vor ihrer Wiedenzulassung auf andern Wegen längst erreicht war. Dass nun einige Schwarzröcke mehr herumlaufen, schreckt nur politische Kinder.

So ruhig wir diesseits der neuen Grenzen sein können, so wenig gesichert sind die Zustände jenseits. Darum liegt uns noch immer die fatale Notwendigkeit ob, große Gebiete der verblichenen Entente militärisch besetzt zu halten. Als wir im Herbst 1921 unsere Okkupationstruppen aus Russland zurückzogen, hörte sofort auch die Verzinsung und Amortisation der russischen Kriegsentschädigung auf. Wir standen vor der Frage, ob Russland durch einen neuen Krieg zur Erfüllung seiner Pflicht zu zwingen sei. Wir haben sie verneint, aus dem Grunde, weil für bloßes Geld der Einsatz vielen deutschen Blutes zu kostbar gewesen wäre, und haben die Übertragung der Restschuld auf die nach dem Friedensvertrag solidarisch haftbaren Franzosen und Engländer vorgezogen. Desto länger werden nun freilich unsere deutschen Krieger noch in Frankreich und England stehen müssen.

Für Frankreich ist das ärgerlicherweise ein großer Vorteil; denn unsere Besatzungen haben notgedrungen die Keime der royalistischen und der sozialistischen Revolutionen, die anfangs auszubrechen drohten, ersticken müssen, um die französische Zahlungsfähigkeit zu schützen, und unterdessen hebt sich die Prosperität der gänzlich militärdienstfreien Bevölkerung zusehends. Frankreich zahlt uns zwar einen harten Tribut, aber er ist kleiner als die Summen, die es vor dem Krieg alljährlich für Heer und Marine und — in Form von Darlehen — für die gute Stimmung von allerhand politischen Freunden vom großen Russland bis zum kleinen Montenegro zu zahlen hatte. Diese frei gewordenen Gelder werden nicht alle vom Schuldendienst verschlungen, sondern stehen zum guten Teil für fruchtbare Anlagen im eigenen Lande zur Verfügung, dessen industrielles Gedeihen merklich besser geworden ist als vor dem Krieg. Diese beim Abschluss des Friedensvertrages nicht vorhergesehene Sachlage legte den Gedanken nahe, die Belastung Frankreichs entsprechend zu vermehren. Aber er ist gerade von den Kreisen, denen an sich die wirtschaftliche Erholung Frankreichs am unerwünschtesten war, von Handel und Industrie, entschieden abgelehnt worden. Sie zogen die beim *status quo* unvermeidliche französische Kräftigung immer noch einem Experi-

mentieren vor, das möglicherweise doch den noch unerwünschteren dauernden Verderb eines Gliedes des europäischen Wirtschaftskörpers zur Folge haben könnte.

Diese Vorsicht ist nur allzusehr begründet in den Erfahrungen, die wir mit dem gänzlich verarmten England gemacht haben. Der Reichtum der britischen Inseln war nicht natürlich wie der Frankreichs, sondern stand und fiel mit der Weltmacht Großbritanniens, und diese ist in alle Winde zerflattert. Uns ist durch den Erwerb der afrikanischen Tropenkolonien ein Teil davon zugekommen, aber nicht der größte. Die großen, ehemals englischen Europäersiedelungen in Kanada, Australien und Südafrika haben sich schon 1918 in San Franzisko durch den „Pacificvertrag“ mit der amerikanischen Union jedem europäischen Machtbereich entzogen, dem politischen wie dem wirtschaftlichen. Als einzige große Kolonie ist England Vorderindien geblieben. Aber viel Reichtum fließt von dort nicht mehr nach London, seitdem das Land, um Abfallgelüste zu vermeiden, fast autonom geworden ist und — auch zollpolitisch — nur mehr mit Samthandschuhen angefasst werden darf. Die Armut Englands aber büßt der deutsche Export.

Bei der Selbstvernichtung des Restes der englischen Kriegsflotte ist im letzten Stadium des Weltkrieges auch die englische Seegeltung in die Tiefen des Ozeans gesunken und eines unserer Hauptkriegsziele, die Freiheit der Meere, erreicht worden. Wir geben ganz offen zu, dass die Welt vorläufig erst die Schattenseite dieser Errungenschaft kennen gelernt hat: das Fehlen der englischen Seepolizei. Zwar durchfahren keine Korsaren die Meere, wenigstens keine, die sich Korsaren nennen. Aber heute sperrt Italien die Meerenge von Messina für die nichtitalienische Schifffahrt zur mehreren Hebung der italienischen; morgen leistet sich in übler Laune der Gouverneur von Canton ein Verbot der Kohlenaufnahme für europäische Handelsschiffe; übermorgen genehmigt sich Venezuela um eines dummen Streites mit Brasilien willen, den Seehandel auf den Routen nach Rio de Janeiro durch zwei Unterseeboote belästigen zu lassen. Der türkische Vali von Marokko lässt es sich beikommen, in der Straße von Gibraltar einen Seezoll zu erheben, und sein Amtsbruder in Ägypten verübt alle paar Wochen die krassesten Erpressungen, bis zu deren Erledigung der Suezkanal wegen angeblicher Reparaturbedürftigkeit gesperrt bleibt. Ein andermal ver-

nimmt man, dass Siam infolge eines diplomatischen Konflikts mit Holland die Straße von Malakka hat mit Minen bestreuen lassen; wieder ein andresmal, dass die drei skandinavischen Königreiche vor der Verwirklichung eines großartigen Systems von Skagerrak-, Kattegat-, Sund- und Beltabgaben für die Kostendeckung ihrer neuen gemeinsamen Kriegsflotte stehen. Bekanntlich werden entweder wir oder die Amerikaner oder die Japaner sehr oft mit diesen Geschichten, denen sich dutzende oder hunderte von ähnlichen anreihen ließen, glatt fertig. Aber in ihrer Gesamtheit stellen sie doch eine recht verdrießliche Behinderung des Welthandels dar und passieren in dieser oder jener Form immer wieder, seitdem die gefürchtete Königin der Meere tot ist.

Darüber darf man nur eines nicht vergessen: alle diese Schikanen, die sich gegenwärtig die nicht mehr so streng kontrollierten mittlern und kleinen Seestaaten gestatten können, sind Schönheitsfehler im *Friedensbild* des Seeverkehrs; der wahre Fortschritt, den die neue Freiheit der Meere bringt, wird erst offenbar werden, wenn sich einst wieder das *Kriegsbild* entrollt. Wenn einmal, was nicht mehr ewig dauern kann, der Entscheidungskrieg zwischen der erweiterten Union und den vereinigten Ostasiaten fällig wird, dann erst wird sich zeigen, wie unvergleichlich viel besser als das überwundene das neue Seerecht ist, das auch die größten Seemächte der Welt verhindert, während ihrer Kriege den Handel der Neutralen zu vergewaltigen. Dann wird für das verarmte Europa die Zeit kommen, wo seine unbehindert nach Amerika, Australien, China und Japan fahrenden Kauffahrteischiffe als Rückfracht das gute Gold nach Hause bringen können, das während des europäischen Krieges und in den Jahren nachher über See gewandert ist.

Vorbedingung dafür ist nur, dass die deutsche Flotte stärker und immer stärker wird. Denn nur sie wird dafür bürgen können, dass das papierene neue Seerecht auch zu einem faktischen wird. Dazu ist sie noch nicht in der Lage. Bräche morgen der amerikanisch-ostasiatische Krieg aus, so wäre ihr vorläufig noch die bescheidene Rolle vorbehalten, die die Unionsflotte im europäischen Kriege gespielt hat: sie könnte durch ihre bloße Existenz die allergrößten Exzesse der Kriegführenden gegen den neutralen Handel verhindern; aber das Seerecht diktieren, wie es etwa die englische Flotte während eines deutsch-französischen Krieges in ihrer besten

Zeit gekonnt hätte, das kann sie nicht. Erst wenn sie stärker ist als die beiden kriegführenden Flotten zusammen, wird sie das Ideal der Freiheit der Meere restlos verwirklichen können.

Wann dieser Zeitpunkt kommen wird, wann die gewaltige, aber im Gegensatz zur englischen niemals gewalttätige Seegeltung Deutschlands erreicht sein wird, ist eine Geldfrage. Geldfragen existieren für uns trotz dem Milliardensegnen immer noch. Ihre letzte Ursache ist der leidige Menschenmangel, den der Krieg hinterlassen hat. Unsere Landwirtschaft seufzt und ächzt unter der Leutenot. Wir haben ihr durch Lebensmittelzölle zu Hülfe kommen müssen, wie sie die Zeit vor dem Krieg in solcher Höhe nie geahnt hätte; denn wir müssen um künftiger Kriegsmöglichkeiten willen das ländliche Menschenreservoir wieder füllen. Wer aber Bauer bleibt, wird eben nicht Arbeiter. Darum steht die Industrie vor der Notwendigkeit, unmäßig hohe Löhne zu zahlen, Löhne, die den Bauernsohn trotz den unsäglich hohen Lebensmittelpreisen in die Fabrik locken, Löhne, die freilich auch die Unterbietungstaktik, mit der wir vor dem Krieg den Weltmarkt zu erobern im Begriffe waren, vollständig verunmöglichen. Einen ordentlichen Abnehmer besitzen wir eigentlich nur in dem okkupierten Frankreich, das naturgemäß keinen Wirtschaftskrieg gegen uns führen kann. England ist zu arm, um uns viel abzukaufen. Russland, die einst befreundete Türkei und die mittlern und kleinen europäischen Staaten machen wirtschaftlich, was sie wollen, und spielen beständig Amerika gegen uns und uns gegen Amerika aus. Österreich-Ungarn hat es unter magyarischem Druck wider Erwarten abgelehnt, unsere handelspolitischen Freuden und Leiden zu teilen, und versucht es schlecht und recht, ein sich selbst genügender Wirtschaftskörper zu sein. Amerika und Ostasien wollen uns für keinen Pfennig mehr abkaufen, als wir ihnen abkaufen. Überall fehlt uns die Druckmöglichkeit, die uns vor dem Krieg der Menschenüberfluss gewährte.

Die Parole „Durchhalten“ gilt darum für das deutsche Volk heute noch wie während der Kriegsjahre. Wir *müssen* unsere Militärlasten tragen, wenn sich die besiegten Gegner auch noch so sehr ihrer Militärfreiheit freuen; denn ein unvorsichtiges Abrüsten würde nicht nur die Eintreibung des großen Restes der Kriegsentschädigung sondern alle Errungenschaften der herrlichen Zeit wieder in Frage stellen. Wir *müssen* für unsere Flotte mehr

opfern als je; sonst sichert sie uns die Freiheit der Meere nicht. Wir *müssen* Steuern und Zölle in nie geahnter Höhe tragen, sonst verdirbt uns Heer, Flotte und Landwirtschaft. Wir *müssen* uns damit abfinden, dass der bescheidene Gewinn unserer Industrie fast restlos zwischen dem besteuernenden Staat und dem Arbeiter geteilt wird, während die Mittelklassen, deren Stärke im großen Kriege *Deutschlands* Stärke war, darben. Die soziale Revolution können wir eben nicht riskieren. Dazu ist die Sozialdemokratie heute viel zu mächtig! Wie ungefährlich waren doch die alten Utopisten *à la* Bebel, verglichen mit unsern heutigen, kalt rechnenden Arbeiterführern! Der Unterschied hat sich schon im ersten Jahr nach dem Friedensschluss gezeigt, als die Arbeiterschaft ihr altes Ideal der Frauenrechte sang- und klanglos fallen ließ und die während des Krieges herangewachsene Frauenkonkurrenz in der Industrie durch eine allgemeine Ausstandsdrohung rasch und sicher erwürgte. Auch den Gefallen, sich mit antimonarchischen und antinationalen Schrullen zu kompromittieren, tut heute der Bourgeoisie kein Arbeiterführer mehr. Darum werden die Genossen heute Beamte und Offiziere, bis zum Minister und General hinauf. Darum gibt es anscheinend auch keine deutsche Zukunft ohne ihren Willen, und es hängt von ihnen ab, ob das gegenwärtige System, dem Staat durch Lebensmittelzölle seine landwirtschaftliche Bevölkerung zu erhalten, noch lange Bestand haben wird, oder ob wieder zu den während der Kriegszeit begonnenen kommunistischen Experimenten, staatliche Beschlagnahme der Produktion und Höchstpreise, zurückgegriffen werden soll.

Gibt es nicht auch eine dritte, bessere Eventualität? Gibt es nicht ein System, das die Militär- und Flottenkräfte von *Europa vereinigen*, die Militär- und Flottenlasten gleichmäßig *verteilen* würde, das die Leute, die fruchtbaren Boden bewohnen, Landwirte, und die andern Industriearbeiter werden ließe? Doch, es gibt ein solches System! Es heißt: *Vereinigte Staaten von Europa*. Würde es zur Wirklichkeit, dann müssten wir Deutsche nicht mehr im Gegensatz zu den militärfreien Engländern und Franzosen drei Jahre unseres Lebens unter der Fahne verbringen, müssten nicht mehr dem billigen russischen Weizen die Tore sperren, müssten unsere Industrie nicht mehr unter teuern Lebensmittelpreisen und Prohibitivzöllen der halben europäischen und fast der ganzen außer-

europäischen Welt leiden lassen. Ein versöhntes und geeinigtes Europa würde nach gemeinsamem Plan produzieren, kaufen, verkaufen und nötigenfalls kämpfen. Die Kosten für Landarmeen könnte es sich zu neun Zehnteln sparen; dagegen hätte es eine mächtige Flotte bereitzustellen für die Zeit des großen amerikanisch-asiatischen Entscheidungskriegs, der ihm, wenn es stark ist, das verlorne *arbitrium mundi* zurückgeben kann.

Wir wissen wohl, dass dieser heute so oft erörterte große Gedanke belächelt wird von den Neunmalweisen, die immer damit kommen, Europa hätte gescheiter daran getan, das *arbitrium mundi* nie zu verlieren. Die Vereinigten Staaten Europas, so sagen sie, würden bedeutend stattlicher aussehen, wenn Kanada, Australien und Süd-Afrika noch von ihnen abhingen, wenn Nord-Afrika nicht türkisch und durch intensiven Raubbau total verlottert wäre, wenn in der Levante noch die hingemordeten Christenstämme und nicht die durch das Neuaufleben der Sklavenjagden gewonnenen Nigger wohnten, wenn die im großen Kriege umgekommene Blüte der europäischen Männerwelt noch mitarbeitete, wenn Europa als Gesamtheit nicht so peinlich arm an Menschen und Geld wäre, wenn sich seine Völker nicht so entsetzlich hassten etc. etc. Alle diese Wahrheiten sind billig wie Brombeeren. *Weggeleugnet können* sie nicht werden, aber *weggeschafft müssen* sie werden. Ob Europa in der großen Zeit ein Jahrzehnt, ein Jahrhundert oder ein Jahrtausend verloren hat, ist eine Doktorfrage. Sicher wissen wir nur, dass wir das Verlorne einholen wollen. „Und so wird am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen!“

II

AUS DER „FRANCE LIBRE“

vom 1. August 1924.

1. August 1924! Wen packt an diesem Tage nicht noch einmal der heilige Schauer des 1. August 1914 mit seiner ganzen magischen Gewalt! Wir haben viele enttäuschte Seelen unter uns in Frankreich. Aber ist eine einzige Seele *so sehr* enttäuscht, dass das Feuer der großen Zeit sie nicht in der Erinnerung nach zehn langen und wechselvollen Jahren noch einmal durchglühte? Gerade weil unter aller Asche und Schlacke in jedem Franzosen noch

heute der göttliche Funke brennt, brauchen wir den zehnten Geburtstag des siegreichen Kriegs nicht durch banale Phrasen zu entweihen, sondern wollen in nüchterner Ruhe prüfen, welche Früchte die heroische Blütezeit gebracht hat.

„Wem gebracht?“ pflegen gewisse Kritiker einzuwerfen, sobald man von diesen Dingen spricht, und pflegen daran ihre Tiraden gegen England anzuschließen, das angeblich allen Erfolg der gänzlichen Vernichtung des deutschen Reichs für sich eingeheimst hat. Die beste Widerlegung dieses Vorwurfs werden wir morgen geben können, wenn wir die englischen Preßstimmen zum zehnten Jahrestag des Krieges Revue passieren lassen. Nicht eine einzige dieser Stimmen wird jubeln! In den Zeitungen der Linken wird die allgemeine Wehrpflicht bestöhnt werden, die gewiss die dauerhafteste Erinnerung an den großen Krieg ist. Und in den Zeitungen der Rechten wird man über die zerstörte Reichseinheit klagen, obgleich selbst die extremsten Tories schweigen mussten, als den Iren gerade wegen dieser Wehrpflicht die Autonomie nicht mehr länger konnte vorenthalten werden. Und die Presse aller Parteien wird einig sein im Hinweis auf die ungeheure Erschwerung der industriellen Konkurrenz, die dadurch entstanden ist, dass der englische Arbeiter nun genau so viele Jahre in der Kaserne zubringen muss wie vor dem Kriege der deutsche. Alle die Mittel und Mittelchen werden aufs neue erörtert werden, die man vorgeschlagen oder schon erfolglos probiert hat, um die verhängnisvolle Massenflucht der Arbeiterschaft in die Kolonien zu verhindern, die sich mit der Einführung des schweizerischen Milizsystems begnügt haben.

Auch der Gedanke, im Mutterland selbst die Wehrpflicht nach dem Schweizensystem zu beschränken, wird wieder erörtert und wieder von der großen Mehrheit abgelehnt werden, weil er eben einfach unmöglich ist. Englands Schutzverpflichtungen sind viel zu groß geworden, um an seine Durchführung noch denken zu können. In Ägypten und in Indien haben die Eingebornen während der Kriegsjahre so tiefe Einblicke in die Schwäche des alten Systems gewonnen, dass die farbigen Truppen notgedrungen reduziert, die weißen verzehnfacht werden mussten. Und die russische Gefahr ist heute für das englische Weltreich ungleich größer geworden, als es je die deutsche war! Seit der Dardanellenriegel gesprengt ist, steht das Mittelmeerbecken unter steter russischer Bedrohung.

Zur Abschließung des Schwarzen Meeres genügten einst die in Malta und Alexandrien stationierten englischen Schiffe. Zur Sicherung des Suezkanals aber muss heute in Ägypten beständig eine große Armee bereitgehalten werden. Und eine weitere große Armee in Südpersien! Sonst geht Indien eines Tages doch an die Russen verloren, deren Sehnsucht nach einer großen Tropenkolonie beträchtlich zugenommen hat, seit sie sich stark zu industrialisieren beginnen.

Wenn diese Industrialisierung ein Glück ist, so hat eigentlich Russland unter den siegreichen Ententestaaten am meisten gewonnen. Es macht in dieser Beziehung, gefördert von der über das ganze Reich verteilten emanzipierten Judenschaft, geradezu Riesenschritte, weil seine Industrie gegenüber der deutschen Konkurrenz eine höchst erwünschte Schonzeit genießt, und weil die englische Konkurrenz aus den oben angeführten Gründen so ziemlich ausgeschaltet ist. Aber *ist* die Industrialisierung ein Glück für den russischen Staat? Seine große Stärke bei der Eroberung der Nordhälfte Asiens war früher der Umstand, dass der russische Bauer dem Kosaken überall auf dem Fuße folgte und bis ins Amurgebiet hinein mit seinem reichen Kindersegen die fremde Erde wirklich zur russischen Erde machte. Das hört nun auf, wenn die Bauern in großen Scharen zu Industriearbeitern werden. Nicht in einigen Jahren, aber in einigen Jahrzehnten kann einmal der Tag kommen, wo die gelbe Menschenflut Ostasiens die russischen Dämme eindrückt, weil sie infolge des Versagens der Bauernkolonisation zu schwach geworden sind. Frankreich hilft unterdessen stetsfort mit, das Herankommen dieses Tages zu beschleunigen, indem es mit seinem Geld die russische Industriekultur düngt. Manche haben ja seiner Zeit geglaubt, der Zwang, das französische Kapital nach Russland abfließen zu lassen, werde mit dem Tag der Niederwerfung Deutschlands aufhören. Das war eine Täuschung; denn der erste leise Versuch, einem Anleihebegehren zu widerstehen, hat bekanntlich im Jahre 1920 die Androhung des russischen Staatsbankrotts und eine solche Börsenpanik in Paris hervorgerufen, dass wir von einem Tag auf den andern einlenken mussten.

Russland bekommt also immer noch Geld, so viel es haben will. Desto weniger bleibt uns für Italien übrig, dessen finanzielle Lage wahrhaft beklagenswert ist, seitdem kein Dreibund und kein Zweibund mehr um seine politische Gunst buhlt. Seinen Kolonial-

zuwachs in Kleinasien kann es noch viel weniger als wir den unsrigen in Syrien fruktifizieren, weil ihm die Mittel fehlen, und, was viel empfindlicher ist, die *Italia redenta* im Norden der Adria auch nicht. Es hat sich gezeigt, dass mit dem Besitz der Fassade eines Hauses, das man *nicht* besitzt, wenig anzufangen ist. Triest ist erbärmlich verarmt, seitdem es nicht mehr das Tor Österreichs, sondern einer von ein paar Dutzend italienischen Mittelmeerhäfen ist. Die finanzielle Misère Italiens hat das alte Landesübel der Emigration verschärft, und zwar sehr stark: die Arbeiter haben sich den Zusammenhang zwischen italienischer Staatsangehörigkeit und Kriegspflicht nach den Erfahrungen am Isonzo in ungeahnter Weise zu Herzen genommen und lassen sich jetzt mit Vorliebe in der Fremde, wo sie ihr Brot verdienen, naturalisieren. Der Geldstrom, der aus ihren Ersparnissen in die Heimat zurückfließt, ist infolgedessen sehr spärlich geworden.

Frankreich kommt das Sesshaftwerden der italienischen Zuwanderer sehr zugute. Wir sagen uns: diese Leute sind wenigstens Lateiner und können ein gewisses Gegengewicht zu der fast unheimlichen Verstärkung des germanischen Elements durch die wiedergewonnenen Elsaß-Lothringer bilden. Aber wird es wirklich gelingen, Gift und Gegengift im französischen Volkskörper durch gegenseitige Neutralisierung verschwinden zu lassen? Pessimisten sagen: Nein! Sie behaupten, wenn das durch den Krieg so entsetzlich dezimierte französische Volk sich erholen und die fremden Bestandteile glücklich amalgamieren sollte, müsste es vor allem zwei Möglichkeiten besitzen: es müsste erstens gleich dem besiegten Deutschland seiner Jugend das Opfer der Militärfahre ersparen können, und zweitens müsste es seine Ersparnisse, statt sie Russland und den russischen Klientelstaaten abzuliefern, zur Hebung der Verdienstmöglichkeiten im eigenen Lande verwenden können. Dass die zweite dieser Möglichkeiten nicht besteht, haben wir bereits ganz offen zugegeben.

Wie steht es aber mit der erstgenannten Möglichkeit? Vorläufig besteht auch sie nicht; denn der deutsche Feind schläft nur, er ist nicht tot. Darüber macht sich niemand mehr Illusionen. Als im fünften Kriegsjahr in Deutschland nach dem Abfall Ungarns und Bulgariens die schauerliche Hungersnot wütete und im Begriff war, ihr tödliches Werk zu vollenden, als unter seiner Bevölkerung

verzweifelte Banden von ausgebrochenen Gefangenen wild herum-mordeten, hat es bekanntlich in den Kreisen der Entente genug konsequente Politiker gegeben, die dem Schicksal seinen Lauf lassen wollten. Abbé Wetterlé sah bereits den Tag der Erfüllung der alten elsäßischen Prophezeiung herankommen, dass einst alle lebenden Schwaben im Schatten eines einzigen Birnbaumes Platz finden würden. Da hat England plötzlich die schöne Geste gemacht, von der es heute noch streitig ist, ob sie wirklich schön oder nur sehr klug egoistisch war. Es hat mit einer eleganten Verbeugung vor Präsident Taft die große amerikanische Proviantflotte in den Hamburger Hafen einfahren lassen. Uns Franzosen wurde dazu offiziell erklärt, man wolle um der vier Millionen Belgier willen, und den Russen wurde erklärt, man wolle um der sieben Millionen Polen willen die übriggebliebenen fünfzig Millionen Deutschen retten, damit die Unschuldigen nicht mit den Schuldigen untergehen müssten. Und in England selbst wurde gepredigt, wie herrlich man sich von den armeniemordenden Türken unterscheide. Andere Leute haben gefunden, zur Erklärung der edeln Tat genüge die Erinnerung an die von England nie ganz preisgegebene Forderung des europäischen Gleichgewichts, das auf die Dauer ohne die Existenz eines deutschen Volkes doch nicht denkbar sei. Kurz: Deutschland ist gerettet worden und existiert darum heute als Konglomerat von ungefähr hundert Kleinstaaten, die den Ententemächten alljährlich mit großer Pünktlichkeit ihren Tribut zahlen.

Aber es existiert trotz allem noch ein anderes Deutschland, ein heimliches oder vielmehr sehr unheimliches! Ein Volk, das so Unsägliches gemeinsam erlebt und erlitten hat, bleibt *ein* Volk, auch wenn man seine Landkarte noch so buntscheckig malt. Die stärksten Wurzeln des unteilbaren und zentralisierten Frankreich liegen ja auch in der Unglückszeit des hundertjährigen Krieges. So lange die Mächte der Entente noch leidlich einig sind, können sie das Wiederauswachsen des zerstückelten Drachen verhindern. Aber wehe, wenn die Einigkeit aufhört! Es ist schon jetzt fatal, welche politische Bedeutung die gemeinsamen Schuldentilgungskonferenzen der Staaten des ehemaligen deutschen Reichs gewonnen haben. Es ist kein Zufall, dass zeitlich auf diese Konferenzen regelmäßig die wirtschaftliche Bedrängung eines der an Deutschland angrenzenden Kleinstaaten folgt, der wir nur durch lästige

Darleihen begegnen können. Und ein bedenkliches Kraftzeichen war auch die erfolgreiche, offenbar auf gemeinsamer geheimer Abmachung beruhende Zurückweisung des englischen Versuchs, den Geldtribut in einen Söldnertribut konvertieren zu lassen. Der jetzige Herzog von Brandenburg wird wohl kaum deutscher Kaiser werden. Aber sein Sohn?

Unterdessen erholt sich Deutschland wegen der leidigen Militärfreiheit und der durch die Not erzeugten Bedürfnislosigkeit seiner Bevölkerung wirtschaftlich merkwürdig rasch. Zwar trägt keine eigene Handelsflotte mehr seine Exportgüter über die Meere, aber die amerikanische holt sie, ohne von England gehindert werden zu können, ab, und der Exportgewinn erhöht sich von Jahr zu Jahr. Auch der deutsche Teil der ehemaligen österreichischen Monarchie nimmt an diesem Aufschwung teil, nachdem die alte Bureaucratie — zumteil buchstäblich! — an den Nagel gehängt worden ist. In der ersten schwachen Stunde der Entente wird sich aus ehemaligen Bestandteilen des deutschen Reichs und Österreichs rasch ein germanischer Gesamtstaat zusammenfügen, der von Anfang an namentlich wirtschaftlich recht kräftig sein wird, weil ihm das Fehlen der ostelbischen Slawengebiete und Ungarns den resoluten Verzicht auf die hemmende Zwitterstellung zwischen Industriestaat und Agrarstaat gestatten wird. Und der wirtschaftlichen Kraft wird die militärische folgen.

Wer schützt dann die Westmächte vor dem Cauchemar der Mitte des vergangenen Jahrhunderts, vor der Verbindung des reaktionären Mittel- und Osteuropa zu einer gemeinsamen Politik? Ihre Armeen und Flotten! Dann würden wir also den heiligen Krieg des demokratischen Europa gegen den preußischen Militarismus geführt haben, um in unsern alten Tagen mit viel härtern Opfern einen viel gefährlicheren Militarismus bekämpfen zu müssen. Es gibt leider auch in Frankreich Leute, die dieser Zukunft gelassen entgegensehen und eine täglich dreister werdende Agitation entfalten, um der fatalen Wendung durch freiwilligen Verzicht auf die Demokratie und Übergang zum klerikalen Militärcäsarismus zuvorzukommen. Sie unterschätzen das französische Volk. Dieses wird, so lange es noch Zeit ist, einsehen, dass trotz allem, was geschehen ist, nur in einem *freien Bunde der freien Völker Europas* das Heil der Zukunft liegt. Ein solcher freier Bund aber ist nicht

denkbar, wenn das *deutsche* Volk, statt ihm anzugehören, zu Rußland abgedrängt wird. Es mag hart klingen, aber wenn Frankreich die heilige Mission der glorreichen Revolution bis zum Siege in ganz Europa durchführen will: *il faut s'arranger avec les Boches*.

Wenn mit diesen Leuten nach Allem, was sie erlebt haben, nur nicht so viel schwerer zu reden wäre als vor dem 1. August 1914!



AUS DEM „BERNER KÄSFREUND“

vom 1. August 1924.

Heute ist's zehn Jahre her, seit am 1. August 1914 der böse Weltkrieg begann. Wir könnten dem bedeutungsvollen Gedenktag einen langen und schönen Artikel widmen, wollen uns aber mit einem kurzen und wüsten Gleichnis, das unsern Lesern vertraut sein wird, begnügen:

Der Hans und der Heiri saßen an einem schönen Sommerabend vor dem Haus auf der Bank. Da patschte bedächtig eine große Kröte heran. Hans sagte zu Heiri: „Wenn Du die Kröte frisst, so gebe ich Dir einen Fünfliber“. Heiri war nicht faul und fraß die Kröte. Als aber Hans infolgedessen mit dem Fünfliber herausrücken sollte, hatte Heiri ein Einsehen und sagte: „Da tappt gerade noch eine Kröte heran. Wenn Du jetzt die frisst, so bekommst Du auch einen Fünfliber“. Und Hans tat so. Also hatte jeder eine Kröte verschluckt und jeder behielt seinen Fünfliber. Heiri aber war ein Grübler und konnte sich nicht enthalten, die Frage aufzuwerfen: „Warum hei mer eigetlech die Chrotte g'frässe?“

Das gleiche Problem wälzen beim Überdenken der Ergebnisse des Weltkriegs heute viele, viele nachdenkliche Bürger aller einst verfeindeten Staaten in merkwürdiger Geistesgemeinschaft. In der Tat — — — —

* * *

Der Gedanke an den Krötenfraß war zu unangenehm für meine Nachtruhe. Ich erwachte, sprang schweißbedeckt aus dem Bett und trat ans Fenster. „Bumm, bumm, bumm“, tönte es vom fernen Sundgau her. Sie arbeiteten daran, meinen Traum zu verwirklichen. So, oder so, oder so! Vielleicht auch ein wenig anders, aber schwerlich viel besser.

ORGETORIX.